

Ps. 19

Liebe Gemeinde,

was haben wir da gehört? Immanuel Kant – mit Harfenbegleitung? Die Rede des Königsberger Philosophen vom „gestirnten Himmel über mir und dem moralischen Gesetz in mir“, den beiden Phänomenen, die ihn zu höchster Ehrfurcht brächten – als biblisches Gedicht? Die Verwandtschaft unseres Psalms und der berühmten Kant'schen Erhabenheitsformel ist nicht zu übersehen. Und sie verwundert nicht. Denn hinter beidem stehen Erfahrungen, die wir auch selber machen und die offenbar etwas Allgemeinmenschliches haben. Zunächst das eine, die Erhabenheit der Natur. Viele von uns werden sie erlebt haben. Die Aussicht von einem Gipfel auf ein gigantisches Gebirgsmassiv, der Blick vom Ufer über die unendliche, mit dem Horizont verschmelzende See, aber eben auch der klare Nachthimmel südlicher Regionen mit ihren Myriaden großer und kleiner Sterne in der schwarzen Höhe – da spannt die Seele die Flügel aus, da weitet sich das Herz zu dem Gefühl, etwas Höherem, dem Universum selbst zu begegnen, dem großen Ganzen ins Auge zu sehen.

Unser Psalm identifiziert das große Ganze: Es ist Gottes Schöpfung, die die Majestät des Schöpfers aufscheinen läßt. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündigt seiner Hände Werk.“ „Himmel“ und „Feste“, das sind in dem altorientalischen Weltbild, welches der Psalmist teilt, die Sphären über der scheibenförmigen Erde: In der obersten Höhe befindet sich der Himmelsozean, über dem Gott wohnt, darunter die „Feste“ oder das „Firmament“,

eine gewölbte Platte, welche den Himmel begrenzt und so unter sich den Luft-  
raum der Erde schafft – von dieser mehrstöckigen Einrichtung spricht der Be-  
richt über den zweiten Schöpfungstag. Gerade in ihrer alles Irdische überspan-  
nenden Großartigkeit aber lassen Himmel und Feste mehr sehen als sich selbst.  
Wiewohl stumm, ohne Sprache und Stimme, erzählen, verkündigen, schallen,  
reden sie von dem noch viel großartigeren Gott, der über ihnen thront und des-  
sen Werk sie sind.

Ein Phänomen hat es dem Psalmisten besonders angetan, jenes Schöpfungs-  
werk Gottes, mit der nach dem ersten Kapitel der Bibel alles begann: Es ist die  
Scheidung von Licht und Finsternis, die Installation von Tag und Nacht. Daß es  
Licht und Finsternis, Tag und Nacht gibt, ist das Allerwunderbarste in der physi-  
kalischen Welt. Weil es die Voraussetzung von allem ist – des Lebens von Pflan-  
zen, Tieren und Menschen, der Wahrnehmung, der Erkenntnis. Und insbeson-  
dere, weil mit Tag und Nacht gegeben ist, was alles dies umgreift, die Zeit. So  
werden Tag und Nacht unter den stimmlosen Verkündigern besonders hervor-  
gehoben. Wie zwei Chöre, die einander ablösen, lassen sie den Lobpreis des  
Schöpfers rund um die Uhr erklingen – „ein Tag sagt`s dem anderen, und eine  
Nacht tut`s kund der anderen.“ Zwei Chöre, deren Schall so weit reicht, wie der  
Rhythmus von Licht und Finsternis selbst – „ihr Schall geht aus in alle Lande und  
ihr Reden bis an die Enden der Welt“.

Gleichberechtigte Chöre sind es freilich nicht. Die nächsten Verse, in denen das  
Schöpfungslob seinen Höhepunkt erreicht, zeigen, wo für den Psalmisten das  
eigentliche Weltwunder liegt: in der Einrichtung des Tages, in der Gabe des  
Lichts. Das ist nach dem Schöpfungsbericht Gottes viertes Werk. Doch während  
dort von Sonne und Mond die Rede ist, die Gott zusammen erschaffen habe, in-  
teressiert den Psalmisten nur das Gestirn des Tages, nur die Sonne. In einem  
wunderbaren Hymnus innerhalb des Hymnus wird ihr Lauf besungen. Sie ist es,

der sich der Rhythmus von Tag und Nacht verdankt. Denn sie geht morgens an einem Ende des Himmels auf und läuft sein ganzes Halbrund ab bis zum anderen Ende, womit der Tag schließt. Auch diese Vorstellung ist nicht originell; auch sie verdankt sich der religiösen Umwelt Israels, die in ähnlichen Worten von der Sonne spricht, ja, die Sonne als licht- und lebenspendenden Sonnengott verehrt. Als Gott spricht der Psalm die Sonne nicht an, ordnet sie vielmehr ein unter des einen Gottes Geschöpfe. Aber wie der Hymnus von der Sonne spricht, wie er dieses Gestirn und seine Bewegung beschreibt – da klingt noch der Gott durch, als den ihn die Umwelt verehrt. Wie ein stolzer Bräutigam tritt er auf – der Sonnengott, männlich gedacht, hat eigentlich eine Braut, die der Psalm dem Gestirn nicht mehr zugesteht –, wie ein strahlender Held zieht er seine Bahn. Er läßt den Tag anbrechen, indem er aus dem Zelt, aus der Kammer tritt, darin er die Nacht verbracht hat – auch dies eine Einrichtung Gottes, der das Zelt schuf, damit die Sonne verschwinden, damit es dunkel, Nacht werden kann. Und dann, strahlend herausgetreten, es tagen lassend, zieht der Held über das ganze Himmelsgewölbe, hinauf bis zum Zenit des Mittags und auf der anderen Seite wieder hinunter. Die Mythen vom Sonnengott lassen ihn anschließend unter der Erdscheibe hindurch zum morgendlichen Ausgangspunkt zurückkehren. Der strahlende Held des Psalms zieht sich einfach für die Nacht in sein Zelt, in die Kammer zurück. Sonnenaufgang, das allmähliche Hervordämmern des Lichtes aus der Dunkelheit – Mittagshöhe, die steil stehende Sonne im Zenit – Sonnenuntergang, das allmähliche Versinken des Lichtes im dunklen Horizont. Der Held tritt hervor, er steigt auf, er steigt ab, er verschwindet. Ein immer wieder neues lebenspendendes Schauspiel, das den Psalmisten in Begeisterung über dieses Geschöpf und seinen Schöpfer ausbrechen läßt.

Und noch ein letztes will er an der herrlichen Sonne preisen. Er ist ein Mann des Südens. Die Sonne, die er täglich erlebt, ist anders als die, die unsere Tage

erhellte, sie ist sengend heiß, sie glüht. Eben davon spricht der kleine Hymnus im Hymnus am Schluß: „Nichts kann sich vor ihrer Glut verbergen.“ Das heißt, der Psalmist preist die Glut der Sonne nicht, weil er die Hitze liebt. Vielmehr verbindet er die Glut der Sonne mit ihrer Helligkeit. Wenn die Sonne am höchsten steht und am heißesten brennt, dann ist sie zugleich am hellsten. Dann gibt es kein Dunkel mehr, dann liegt alles am Tage, dann bleibt nichts verborgen. Dann wird alles erkannt.

Erkenntnis, darum geht es im kürzeren zweiten Teil unseres Psalms. Um die Erkenntnis dessen, was gut und recht ist. Um das „moralische Gesetz“. Wie für den Königsberger Philosophen ist es auch für den Psalmisten das andere Wunderwerk, das ihn erhebt und begeistert. Und wie er in den großartigen Phänomenen der Natur Offenbarungen Gottes, ihres Schöpfers, sieht, so preist er auch das Gesetz als Gabe Gottes. Es werden keine bestimmten Anweisungen genannt, der Dichter spricht nur allgemein von Gottes Gesetz, seinem Recht, seinen Befehlen, Geboten. Er kann davon ausgehen, daß die Menschen, die den Psalm mitbeten, Glieder des Volkes Israel wie er, selbstverständlich wissen, was gemeint ist: die Anweisungen, die Gott seinem Volk im Laufe seiner Geschichte gegeben hat. Sie sind für das Volk, was die Sonne für die Natur ist: Sie verleihen seinem Leben Rhythmus und Ordnung. Sie geben ihm Sinn und Orientierung, kurz, „Gottesfurcht“. Sie ermöglichen ihm Erkenntnis – „die Gebote des Herren erleuchten die Augen“ heißt es in deutlicher Parallele zum Sonnenlicht. Was sie vorschreiben, ist richtig, und so „erfreuen sie das Herz“. Es ist vollkommen und „erquickt die Seele“. Kurz, Gottes Gesetz ist die Grundlage für ein gutes, weises, glückliches Leben. Und so können seine Anweisungen mit den kostbarsten und süßesten Gütern verglichen werden, die es auf Erden gibt: „Sie sind köstlicher als Gold und viel feines Gold, sie sind süßer als Honig und Honigseim.“

Liebe Gemeinde. Das Panorama ist perfekt. Das Panorama der sichtbaren Welt ebenso wie das Panorama der unsichtbaren Herzenslandschaft. Draußen wie drinnen Sonnenschein, draußen wie drinnen von Gott gestiftete Harmonie. Alles gut, alles schön. Ja, wenn – wenn da nicht noch eine Fortsetzung wäre.

„Dein Knecht läßt sich durch sie, Gottes Anordnungen, warnen; und wer sie hält, der hat großen Lohn. Wer kann merken, wie oft er fehlt? Verzeihe mir die verborgenen Sünden!“ Ein Sprung in dem schönen Bild. Ein ganz anderer Klang, so etwas wie ein abrupter Wechsel der Tonart, vom strahlenden Es-Dur zu Moll. Unter den Fachleuten für das Alte Testament wird erwogen, ob hier nachträglich zwei verschiedene Stücke verknüpft worden sind. Mag sein. Aber die sie verknüpften, waren offenbar der Ansicht, daß nach dem Ersten auch das Zweite gesagt werden mußte.

Es fällt auf, wieviel distanzierter der Schlußteil von Gottes Gesetz spricht. Keine Harmonie, kein selbstverständlicher Einklang mehr. Sondern die Rede von Warnung und Lohn. Die Möglichkeit kommt in den Blick, Gottes Anweisungen nicht zu folgen – davor wird gewarnt. Und dafür, es doch zu tun, wird mit der Aussicht auf Lohn geworben. Ja, mehr noch, der Psalmist geht plötzlich davon aus, daß der Ungehorsam das Normale und daß er dem Ungehorsamen in seinem Umfang nicht einmal bewußt ist: „Wer kann merken, wie oft er fehlt?“ Viele, oft die schlimmsten Verfehlungen sind „verborgene Sünden“, angesiedelt im Keller der Willensregungen und Motivationen. Tiefes Dunkel statt des Sonnenlichts, vor dem „nichts verborgen“ bleibt.

Wie läßt sich über dieses Verborgene dennoch sprechen? Die Antwort des Psalmisten: nur im Gebet. Denn erst jetzt wird der Psalm eigentlich ein Gebet. Die wunderbaren Ausführungen über die Schöpfung und das Gesetz, sie sind eine hymnische Beschreibung. Solange der Psalmist über die Harmonie in der Welt und im Herzen spricht, tut er das in der dritten Person: „Die Himmel erzählen

die Ehre Gottes.“ „Das Gesetz des Herrn ist vollkommen.“ Doch nun, wo er von dem Sprung spricht, der das harmonische Ganze versehrt, taugt die dritte Person nicht mehr. Nun muß er in der zweiten und ersten Person sprechen. Daß er nicht im selbstverständlichen Gleichklang mit dem Gesetz steht, daß es ihn fordert und warnt, ja, daß er es nicht erfüllt – das ist eine Erfahrung, die der Psalmist mit sich selber macht und die er vor Gott macht. „Dein Knecht“ läßt sich durch das Gesetz warnen – da spricht er nun plötzlich Gott als Du an. Und dann, noch einen Schritt weiter, wird aus „dein Knecht“ das zum göttlichen Du gehörige „Ich“: „Verzeihe mir die verborgenen Sünden!“ In diesem Satz wird das „Gespräch meines Herzens vor“ Gott, wie der Psalm sich am Ende nennt, zum Sprechen zu Gott. Es hat einen Inhalt: Die Bitte um Vergebung. Eine Bitte, die getragen ist von der Hoffnung, daß das angesprochene Du sie erhören wird: „Herr, mein Fels und mein Erlöser“.

Liebe Gemeinde, es ist nur ein kleiner Sprung im schönen Gemälde unseres Psalms, das Umkippen von der Schilderung der Harmonie zu Erfahrung des Scheiterns bleibt noch undramatisch. Eher ein Haarriß als ein Sprung. Gleich nach der Bitte um Vergebung genügt es dem Psalmisten, von „großer Missetat“ frei zu sein, zu der ihn „stolze“ Menschen bringen könnten. Am Ende also kein Anlaß zur Aufregung. Aber der Haarriß ist da, der Psalmist hat Erfahrungen mit der Forderung Gottes und sich selber gemacht, die nicht einfach unter den harmonischen Tisch gewischt werden können. In anderen Psalmen und anderen Büchern des Alten Testaments schlägt die Erfahrung von Versagen und Schuld belastender zu Buche: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir. Wenn du Sünden anrechnen willst, Herr, wer wird bestehen? Verwirf mich nicht von deinem Angesicht!“ (Ps. 130,1.3.13). Der Sprung weitet sich zu einem Abgrund. Kein Gedanke mehr an Harmonie zwischen Gottes Willen und dem menschlichen Herz, sondern das flehentliche Gebet, Gott möge beides zusammenbringen.

Für viele von uns wird der Sprung dem eigenen Erleben näher sein als das harmonische Bild. Vielleicht erfreut und erhebt uns der Gedanke, daß wir verantwortliche und verantwortungsfähige ethische Subjekte sind. Doch die Freude hat kurze Beine. Sie wird schnell und immer wieder eingeholt von der Erfahrung, wie weit wir zurückbleiben hinter dem, was wir tun und wie wir sein sollten und wie wir gerne wären. Eingebettet zu sein in eine harmonische Symphonie der Übereinstimmung mit dem, was gut und gerecht ist, dem göttlichen Willen, wie die Bibel sagt – das ist ein schönes Wunschbild, aber kaum mehr als das. Und gilt das nicht auch für das andere harmonische Panorama, das der Psalmist entwirft, das der Natur, die die Ehre Gottes verkündet, und des strahlenden Sonnenhelden, der Tag für Tag seine Bahn zieht? Das Panorama, in dem alles zwischen Himmel und Erde seinen Platz und Rhythmus hat, auch wir Menschen, Krone und Element der Schöpfung zugleich? Die Wirklichkeit sieht doch oft genug anders aus. Wir treten eher als Herren des großen Ganzen auf und sind kräftig dabei, Himmel und Erde zu ruinieren. Oder wir erleben, umgekehrt, die Gewalt der Natur – wen Vulkanausbrüche oder Erdbeben treffen, der verbindet mit Himmel und Erde andere Vorstellungen als die einer vom Schöpfer eingerichteten Weltharmonie. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, aber sie erzählen eben auch anderes.

\*

Die Sonne „geht heraus wie ein Bräutigam aus seiner Kammer und freut sich wie ein Held, zu laufen ihre Bahn.“ „Heute geht aus seiner Kammer Gottes Held.“ Liebe Gemeinde, Sie haben richtig gehört, ich habe gerade ein Weihnachtslied zitiert, Paul Gerhardts Lied „Fröhlich soll mein Herze springen.“ Das Motiv unseres Psalms von dem täglich aus seiner Kammer tretenden Sonnenhelden wird zum Bild für die Geburt Jesu Christi, für den Eintritt des Gottessoh-

nes in die Welt. Paul Gerhardt hat diese Verknüpfung nicht aufgebracht. Sie findet sich schon bei Martin Luther, in dem Advents- oder Weihnachtslied „Nun komm der Heiden Heiland.“ Und Luther hat sie seinerseits übernommen. Er verarbeitet in seinem Lied einen Hymnus des größten Liederdichters der Alten Kirche, des Mailänder Bischofs Ambrosius aus dem 4. Jahrhundert. Seitdem sieht die christliche Kirche in dem Helden unseres Psalms, der aus seiner Kammer austritt und seine Bahn zieht, eine Darstellung Christi: „Er ging aus der Kammer sein, dem königlichen Saal so rein. Gott von Art und Mensch ein Held, sein` Weg er zu laufen eilt.“ Ja, der Lauf des Sonnenhelden von einem Ende des Himmels zum anderen wird auf den ganzen Weg des Gottessohnes bezogen, wie ihn das Glaubensbekenntnis skizziert: „Sein Lauf kam vom Vater her und kehrt wieder zum Vater, fuhr hinunter zu der Höll` und wieder zu Gottes Stuhl.“ Das Kommen Christi als Aufgehen eines Lichtes, das nicht nur Tag und Nacht, sondern das die ganze Geschichte zwischen Gott und Mensch neu ordnet. Eines Lichtes, das jeden von uns erfassen und so auch die Brüche und Sprünge unseres Lebens neu beleuchten und heilen will. Tagtäglich vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang. Darauf zielt am Ende der ganze lange Lauf von der Kammer des Himmels über Krippe und Kreuz – auf uns. „Dunkel muß nicht kommen drein, der Glaub bleib immer im Schein.“

Amen.



